Singapore.

Aufenthalt vom 15. bis 21. April 1858.

Lage der Insel. — Aeltere Geschichte derselben. — Von Sir Stamford Raffles der britischen Regierung zur Gründung eines freien Emporiums für alle seefahrenden Völker der Erde vorgeschlagen. — Die Insel geht in den Besitz der englischen Krone über. — Wunderbarer Aufschwung unter dem Einflusse einer freisinnigen Handelspolitik. — Verkürzter Aufenthalt in Folge der herrschenden Seuche. — Beschreibung der Stadt. — Tiger. — Gämbir. — Betelstrauch-Pflanzungen. — Bevölkerung. — Vergleich zwischen chinesischer und europäischer Arbeit. — Klima. — Diamantenhändler. — Schwerfälligkeit der Geldtransactionen. — Bereitung des Perl-Sago. — Opiumladen, Opiumfabrik und Opiumraucher. — Geistige Regsamkeit. — Zeitungen. — Logan's Journal of the Indian Archipelago. — Schule für malayische Kinder. — Gerichtsverhandlungen. — Besuch der Strafcolonie für farbige Verbrecher. — Ein chinesischer Provianthändler in seinem Geschäft und zu Hause. — Unglücksfall am Bord. — Abreise von Singapore. — Die Novara durchschneidet das dritte Mal den Aequator. — Schwierige Fahrt durch die Gasparstraße. — Sporadisches Auftreten der Cholera am Bord. — Tod eines Schiffsjungen. — Erstes Begräbniß in See. — Trauergottesdienst für Marschall Radetzky. — Seeschlangen. — Ankunft in der Rhede von Batavia.

Die Insel Singapore oder Singhapura[1] ist an der südlichen Spitze der Halbinsel von Malakka gelegen, von welcher sie blos durch eine, durchschnittlich kaum eine Meile breite Wasserstraße getrennt ist. Ihre Längenausdehnung von Osten nach Westen beträgt $25^1/_2$, jene von Norden nach Süden 14 englische Meilen. Die Oberfläche der Insel wird auf 206 englische Quadratmeilen angenommen, also ungefähr siebenzigmal die Größe der Insel Wight bei Portsmouth.

Bis zum Jahre 1819 war Singapore eine öde Waldwüste und die einzige Ansiedlung auf derselben bestand aus ein paar armseligen malayischen

[1] Löwenstadt, von Singha, im Sanskrit Löwe, ein Titel indischer Residenzen, dem wir auch in Singhala, Löwenreich, wieder begegnen, wie Ceylon in seinen ältesten Annalen genannt wird.

Fischerhütten, der Schlupfwinkel von Piraten, welche zu jener Zeit die Schifffahrt in diesen Gewässern so gefährlich machten. Da wurde nach der Zurückgabe der holländischen Colonien im indischen Archipel, welche bekanntlich während des ganzen europäischen Continentalkrieges bis zum Jahre 1814 im Besitze Englands geblieben waren, der frühere britische Gouverneur von Java, Sir Stamford Raffles, damit beauftragt, den geeignetsten Punkt in den malayischen Gewässern zur Gründung eines freien Emporiums namhaft zu machen, wo sich der allgemeine Verkehr aller handeltreibenden Völker concentriren und entwickeln könnte. England verband damit die Absicht, den, seinen Interessen feindlichen Holländern in diesen Gewässern keinen festen Fuß fassen zu lassen, ein Depot zur Ansammlung für die zum Austausch gegen Thee und Seide in China so wichtigen Producte des Archipels zu gewinnen, und endlich einen geeigneten Hafen zur Aufnahme und Ausbesserung seiner Kriegsschiffe und Kauffahrer zu besitzen, welcher, in der Nähe von Teakholz liefernden Ländern gelegen, zugleich den Vortheil bieten sollte, seine Kriegsschiffe zu einer Zeit mit Baumaterial zu versehen, wo an Eichenholz in England bereits Mangel eintrat.

Nachdem anfänglich die Aufmerksamkeit Sir Stamford's auf verschiedene andere Localitäten gerichtet war, fiel endlich seine Wahl auf Singapore, und bereits am 6. Februar 1819 wehte die englische Flagge von der einsamen Insel, weithin der seefahrenden Welt den Beginn einer neuen Aera verkündend! Indeß kam erst im Jahre 1824 der Cessionsvertrag zu Stande, wonach Holland seine Ansprüche an England abtrat und Singapore, bisher das Besitzthum des Sultans von Djohore, gegen eine Summe von 60.000 spanischen Dollars und einer jährlichen Leibrente von 24.000 Dollars völlig in den Besitz Englands überging. Die Sclaven auf der Insel erhielten die Freiheit, alle Monopole wurden abgeschafft und Singapore zum Freihafen erklärt. Merkwürdiger Weise war die Wichtigkeit Singapore's als Ansiedlungspunkt bereits ein Jahrhundert früher durch Capitän Alexander Hamilton gerühmt und hervorgehoben worden, welcher diese Gewässer zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts besuchte und in einem Werke: A new account of the East Indies (ein neuer Bericht über Ostindien), seinen Aufenthalt in Djohore im Jahre 1703 auf seiner Reise nach China umständlich beschreibt. Hamilton erzählt darin, wie ihm der Sultan von Djohore die Insel zum Geschenk machen wollte, und er dieses Anerbieten mit der Bemerkung

ausschlug, daß diese Insel einem Privatmanne nicht dienen könne, wohl aber für eine Colonisation und einen Handelsplatz ganz vortrefflich gelegen sei, weil die Winde daselbst alle Ausfahrt und Einfahrt in die Gewässer rings umher ungemein begünstigten.[1] Wenn Sir Stamford Raffles Wahl, dem die Angabe Hamilton's völlig unbekannt war, hundert Jahre später auf die nämliche Localität fiel, so zeugt dies eben so gut von der Vortrefflichkeit ihrer Lage, wie vom richtigen Blick des Gründers der britischen Niederlassung.

Vor der Ankunft der Europäer in Indien um das Cap der guten Hoffnung, zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, lag der Handel dieser Länder ausschließlich in den Händen von Arabern und Hindus, welche als Vermittler dienten zwischen dem weiten Osten und Europa. Jede Insel im Archipel hatte im Verhältniß zum Reichthume ihrer Producte und der Ausdehnung des fremden Verkehres einen oder mehrere Seehäfen, in welchen die Bodenerzeugnisse der sie umgebenden Districte und Inseln aufgehäuft wurden, bis der Monsun die Ankunft der Kaufleute aus dem Westen gestattete. In der günstigen Jahreszeit liefen nun Araber und Indier mit ihren Schiffen in diese Häfen ein und brachten indische und andere Artikel und Waaren mit, welche sie gegen Gold, Gummi, Gewürz, Schildpatt, Harze, Juwelen und sonstige Producte vertauschten. Acheen im Norden von Sumatra, Bantam auf Java, Goa auf Celebes, Bruni auf Borneo und Malakka auf der malayischen Halbinsel waren die ansehnlichsten dieser Waarendepots und Handelspunkte. Gegenwärtig ist die Bedeutung aller dieser Häfen nur mehr eine historische, während Singapore durch seine außerordentlich günstige geographische Lage und den liberalen Geist seiner politischen Institutionen einen Aufschwung genommen hat, welcher völlig beispiellos dasteht in der Geschichte des Welthandels. Von einem wüsten, dem Verkehr feindlichen Versteck beutegieriger Seeräuber hat sich die Insel in ein blühendes Emporium verwandelt; an 1000 fremde Schiffe und über 3000 malayische Prahu's und chinesische Dschunken laufen jährlich mit Waaren und Producten aller Art beladen ein und aus, und an 110 Millionen österr. Gulden beträgt der Gesammtwerth der jährlich daselbst getauschten Güter! Das hat eine klug berechnete freisinnige Handelspolitik aus einem öden, ungesunden, malayischen Piratennest zu Stande gebracht! Wenn noch ein Zweifel über die glänzenden Resultate eines möglichst

[1] Capt. Alexander Hamilton, A new account of the East Indies, 1688—1723. Edinburgh 1727. 8°. Bd. 2, S. 68.

Singapore.

freien und ungehinderten Verkehres zwischen handeltreibenden Nationen bestehen könnte, so müßte er durch das Schauspiel gehoben werden, welches sich dem Auge des erstaunten Besuchers im Hafen von Singapore, dem Alexandrien des neunzehnten Jahrhunderts, darbietet!

Die Stadt Singapore, am südlichen Ende der gleichnamigen Insel gelegen, wird durch den Singaporefluß, an dessen Ufern sie erbaut ist, in zwei Theile getheilt, und zwar erheben sich am nördlichen Ufer die Kirchen, der Gerichtshof, die Häuser der angesiedelten Europäer und in etwas weiterer Entfernung die Wohnhütten der Eingeborenen und das Kampong-Klam oder Bugisviertel, so genannt weil sich daselbst meistentheils Bugis aus Celebes einfinden, um ihre Geschäfte abzumachen, während am südlichen Ufer, nur wenige Fuß über dem Meeresspiegel, die Magazine, Comptoirs und Verkaufsläden europäischer und chinesischer Kaufleute erbaut sind. Südlich von diesen letzteren und in einer andern kleinen Bucht, New harbour (neuer Hafen) genannt, befinden sich die Gebäude und Docks der ostindischen Dampfschifffahrtsgesellschaft (Peninsular and Oriental Steam-Company).

Hinter der Stadt ragen drei Hügel von geringer Höhe empor, der Perlhügel, der Gouvernementshügel und der Sophienhügel. Der mittlere, auf welchem das Wohnhaus des Gouverneurs steht, erhebt sich ungefähr eine halbe Meile vom Strande am linken Flußufer 156 Fuß über die Meeresfläche. Am Perlhügel, welcher den chinesischen und kaufmännischen Theil der Stadt beherrscht, wird eben eine Citadelle gebaut. Die ganze Umgebung der Stadt ist ein wellenförmiges Hügelland mit etwa 70 Anhöhen von 60 bis 170 Fuß, welche alle mit zierlichen Villas europäischer Kaufleute und Regierungsbeamte oder wohlhabender Chinesen und Malayen gekrönt sind. Die höchste Erhebung ist der Bukit Timah oder Zinnhügel, fast im Mittelpunkte der Insel gelegen, und 519 Fuß hoch. Obschon in wenigen Stunden von der Stadt aus erreichbar, wird derselbe nur äußerst selten als Zielpunkt eines Ausfluges benützt, weil die ihn umgebenden Wälder noch fortwährend der Aufenthalt zahlreicher Tiger sind. Sie sollen vom nahen Festlande über die kaum eine halbe Seemeile breite Straße schwimmend nach der Insel kommen, wo sie reiche Beute finden. Dr. Logan, der vielverdiente Herausgeber der Singapore free Press, versicherte uns, daß noch vor sechs oder sieben Jahren an 360 Eingeborene jährlich von Tigern zerfleischt wurden! Noch gegenwärtig sollen jährlich über 100 Menschen den in den Wäldern der Insel

hausenden Tigern zur Beute fallen. Kurz vor unserer Ankunft waren in einem einzigen Monat (März) vier Menschen von Tigern zerrissen worden. Um diese schaudererregenden Angaben erklärlich zu finden, muß man die große Fahrlässigkeit der Eingeborenen und die eigenthümlichen Culturverhältnisse der Insel in Betracht ziehen. Der Boden Singapore's ist nämlich nicht fruchtbar genug, um gewöhnliche Landwirthschaft zu lohnen. Selbst für die Reißcultur taugt er nicht, so daß sogar dieses Hauptnahrungsmittel der Bewohner von den benachbarten Inseln eingeführt werden muß. So weit die Insel bereits gelichtet ist, ungefähr fünf englische Meilen im Umkreise der Stadt, hat man Versuche mit der Anpflanzung von Muscatnuß-, Gewürznelken- und Fruchtbäumen gemacht. Allein die Mehrzahl der Eingeborenen beschäftiget sich damit, im Buschwald den Gambir- und Betelstrauch zu bauen, deren Blätter bei den betelkauenden Völkern des indischen Archipels als beliebte Kau-Ingredienzien guten Absatz finden. Die Cultur dieser beiden Gewächse ist aber ganz eigenthümlicher Art. Da dieselben den Boden, auf dem sie gebaut werden, rasch aussaugen und ertragsunfähig machen, so befinden sich die Pflanzer gewissermaßen fortwährend auf einer Art Wanderung. Sie hauen das dicke Gebüsch (Jungle) um, pflanzen den Gambir (Nauclea Gambir) und nachdem dieser Strauch ihrem Zwecke gedient, werden dessen dürre Blätter und Aeste als Dünger für den hierauf gepflanzten Betelstrauch (Piper methysticum) verwendet. Nach kurzer Zeit ist der Boden auch für diese Cultur untauglich und bedarf mehrjähriger Ruhe, um irgend einen Anbau wieder lohnend zu machen.

Durch diese Beschäftigung sind nun die Eingeborenen gezwungen, immer tiefer in den Wald einzudringen, um mit der Axt neue, jungfräuliche Stellen für ihre Gambirpflanzungen zu erobern. Sie bringen oft Monate lang im Jungle zu und lassen sich, sorglos wie die südlichen Völker sind, leicht von Raubthieren überraschen. Die Regierung verabsäumt indeß nicht, Maßregeln zu treffen, um diese furchtbaren Gäste so viel als möglich zu verscheuchen. Sie hat eine Prämie von 50 Dollars für jeden auf der Insel erlegten Tiger ausgesetzt und läßt diesen gefährlichen Waldbewohnern energisch nachstellen. Ist man einem Tiger auf der Spur, so wird gewöhnlich von den Eingeborenen eine Grube von 15 bis 20 Fuß Tiefe gegraben, leicht mit Gestrüpp und Gras zugedeckt und dabei eine Ziege, ein Hund oder ein anderes lebendiges Thier angebunden. Sobald nun der beutegierige Tiger das Thier erfassen

will, bricht das Gestrüpp durch und er fällt in die Grube, um sodann mittelst Flintenschüssen getödtet zu werden.

Die Gesammtbevölkerung der Insel beträgt gegenwärtig 100.000 Seelen, von welcher allerdings die meisten, über 60.000, in der Stadt Singapore und den umliegenden Dörfern wohnen. Man trifft hier eine wahre Völkermischung: Europäer, Malayen, Chinesen, Klings oder Eingeborene von der Koromandelküste, Araber, Armenier, Parsis (Feueranbeter), Bengalen, Birmesen, Siamesen, Bugis, Javanen und zeitweilig Besucher von allen Theilen des Archipels. Die Europäer, obschon auf den Handelsverkehr den größten und wichtigsten Einfluß übend, sind am schwächsten vertreten, und kaum dürften mehr als 3 bis 400 auf der ganzen Insel leben. Dagegen überflügelt die chinesische Bevölkerung alle andern und ist noch fortwährend im Zunehmen begriffen. Jedes Jahr kommen mit dem Nordostmonsun im December und Jänner eine große Menge Chinesen nach Singapore, die aus Armuth und Noth ihr Vaterland fliehen. Es giebt Menschen, welche ein eigenes Geschäft daraus machen, Kulies aus China und von der Koromandelküste nach Singapore zu importiren. Am Einschiffungsort verpflichtet sich jeder Kulie gegen den Capitän, bei seiner Ankunft in Singapore ein Jahr lang bei einem europäischen oder einheimischen Herrn in Dienst zu treten und sich das Ueberfahrtsgeld von seinem Monatlohn abziehen zu lassen. Derselbe beträgt gewöhnlich in der ersten Zeit 3 Dollars (6 fl. 60 kr.) monatlich oder 22 Neukreuzer täglich, und von diesem wird dem Kulie monatlich ein Betrag von $1^1/_2$ Dollar abgezogen, um so allmählig seine Schuld gegen den Schiffscapitän zu tilgen. Das Ueberfahrtsgeld, welches vor wenigen Jahren nur 10 bis 12 Rupien betrug, ist gegenwärtig auf 20 Rupien gestiegen. Nach dem ersten Jahre wird gewöhnlich der Lohn auf 4 bis 5 Dollars monatlich erhöht. Hat aber der Kulie seine Schuld abgezahlt, so ist er frei, und kann dann einen beliebigen Lohn begehren, oder auf eigene Rechnung arbeiten. Die Leichtigkeit des Erwerbes ist für rührige und fleißige Menschen hier so groß, daß wenige Jahre des Aufenthaltes hinreichen, um diese nackten, schmutzigen, abgehärmten Gestalten in reinliche wohlgenährte Arbeiter zu verwandeln und Einzelnen sogar als Pflanzer und Kaufleute zu einem gewissen Wohlstand zu verhelfen. Mehrere Chinesen, welche gegenwärtig Männer von großem Reichthum und Einfluß sind, besaßen kaum einen Dollar, als sie am gastlichen Ufer der englischen Colonie landeten.

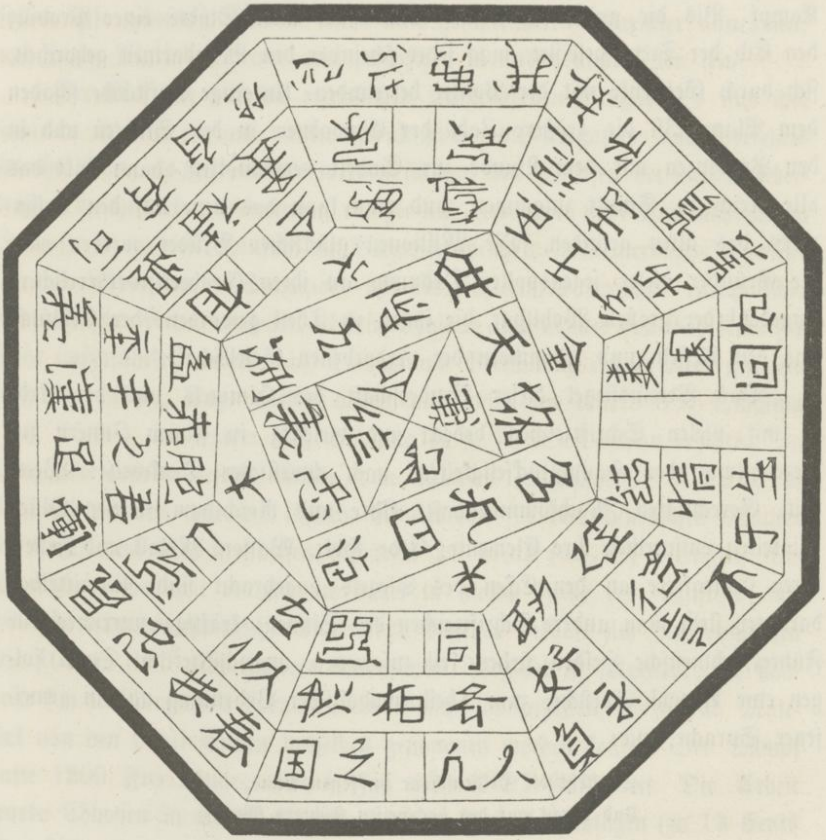
Man schätzt die Zahl der auf Singapore lebenden Chinesen auf nahe 60.000, also auf fast zwei Drittheile der Gesammtbevölkerung der Insel.

Es darf daher nicht Wunder nehmen, wenn die langzöpfigen Söhne aus dem Reiche der Mitte in Singapore anfangen einen gewissen Luxus zu entwickeln. Sie besitzen bereits ihr eigenes Theater: eine hölzerne Bude, einem riesigen Marionettenkasten vergleichbar, in dem Schauspieler aus China ihren Singsong produciren, während das Auditorium in einem geschlossenen Hofraume steht und staunend der ziemlich monotonen Darstellung folgt. In Singapore befindet sich zugleich ein chinesischer Tempel von solcher Schönheit, daß es sogar im Reiche der Mitte selbst schwer fallen soll, seines Gleichen zu finden. Es ist dies der Telloh-Ayer in der gleichnamigen Straße mit prächtigen Sculpturen und unzähligen geheimnißvollen Inschriften und seltsamen Figuren aus Stein und Holz. Die Chinesen, welche uns herumführten, waren außerordentlich freundlich und besonders als wir ihnen zum Schluß für ihre Bemühungen einige Silberstücke in die Hand drückten, machten sie ihrem Dankgefühl durch zahlreiche „Tschin-Tschin“ Luft, ein Gruß, welcher mit dem „Salam!“ der Mohamedaner gleichbedeutend ist.

Viele der Chinesen in Singapore gehören geheimen Gesellschaften (Höes) an, deren Mitglieder sich sowohl zu guten als zu üblen Zwecken verbinden und gegenseitig unterstützen. Ihre Statuten sind so strenge, und die geringste Uebertretung derselben wird so furchtbar geahndet, daß man kaum ein Beispiel kennt, wo sich ein Mitglied eine Denuncirung oder einen Verrath hätte zu Schulden kommen lassen. Wir haben eine auf ein rothes baumwollenes Gewebe gedruckte Legitimation der geheimen chinesischen Gesellschaft der Hoei oder Tinté-huy (zu deutsch: Bruderschaft des Himmels und der Erde) mitgebracht, welche mit einundneunzig Schriftzeichen bedruckt ist, deren Uebersetzung sowohl, wie die folgenden Mittheilungen über den Zweck dieser merkwürdigen Gesellschaft wir der Güte des berühmten Sinologen Herrn Professor J. Neumann in München verdanken:

„Die Bruderschaft des Himmels und der Erde spricht es unumwunden aus, daß sie sich vom höchsten Wesen dazu berufen hält den furchtbaren Contrast zwischen Reichthum und Armuth aufzuheben. Die Inhaber der irdischen Macht und des Vermögens sind nach ihrer Ansicht unter denselben Ceremonien in die Welt gekommen, und gehen auf dieselbe Weise hinaus, wie ihre betrogenen Brüder, die Unterdrückten, die Armen. Das höchste Wesen wolle nicht, daß

Millionen zu Sclaven einzelner Tausende verdammt werden. Vater Himmel und Mutter Erde haben nie und niemals den Tausenden ein Recht gegeben, das Eigenthum der Millionen Brüder zur Befriedigung ihrer Ueppigkeit zu verschlingen. Den Großen und Reichen war der Besitz ihres Vermögens vom höchsten Wesen nie als Sonderrecht verpachtet; es besteht vielmehr in



Legitimationskarte der geheimen chinesischen Gesellschaft Hoei oder Cinte-hun.

der Arbeit und in dem Schweiße ihrer Millionen unterdrückten Brüder. Die Sonne mit ihrem strahlenden Antlitz, die Erde mit ihren reichen Schätzen, die Welt mit ihren Freuden ist gemeinschaftliches Gut, welches zur Bestreitung der Bedürfnisse von Millionen nackter Brüder aus den Händen der Tausende zurückgenommen werden muß. Die Welt soll endlich einmal

von allem Druck und Jammer erlöst werden; dies muß mit Vereinigung angefangen, mit Muth und Kraft fortgesetzt und vollendet werden. Der edle Samen der Bruderschaft darf nicht unter dem Unkraut erstickt werden; vielmehr ist es Pflicht, das Alles überschattende Unkraut zum Vortheil des guten Samens zu vernichten. Die Aufgabe ist freilich groß und schwierig, allein man bedenke, es kommt kein Sieg, keine Erlösung ohne Sturm und Kampf. Bis die größte Zahl der Einwohner aller Städte einer Provinz den Eid der Treue geleistet, mag jeder scheinbar den Mandarinen gehorchen, sich durch Geschenke mit der Polizei befreunden. Unzeitige Aufstände schaden dem Plane. Ist die größere Zahl der Einwohner in den Städten und in den Provinzen mit dem Bunde zur Einheit verschmolzen, dann sinkt das alte Reich in Schutt zusammen, und man kann das neue auf den Trümmern des alten gründen. Die Millionen glücklicher Brüder werden einst die Gründer dieser segensvollen Ordnung an ihren Gräbern verherrlichen, eingedenk der großen Wohlthat, die ihnen zu Theil geworden: der Erlösung aus den Fesseln und Klammern der verdorbenen Gesellschaft."

Das Vereinssiegel dieser Bruderschaft des Himmels und der Erde ist mit vielen Schriftzeichen bedeckt und vieleckig in seinem Innern zur Bezeichnung der Hauptglückseligkeiten, nach chinesischer Denkweise: Weisheit, Gerechtigkeit, Nachkommenschaft, Ehre und Reichthum. Diesen Glückseligkeiten entsprechen ihre Elemente: Erde, Holz, Wasser, Metall und Feuer, deren Charaktere an den Ecken des Siegels angebracht sind. Unmittelbar darunter sieht man andere Schriftzeichen des Sinnes: kräftige, unerschrockene Führer, chinesische Helden stehen fest zusammen, unerschütterlich. Dann folgen eine Anzahl Sprüche, zum Theil symbolischer Bedeutung und in gemessener Sprache, wie:

So steht die Heldenschaar im festen Bund,
Und horcht auf des hochweisen Führers Mund.

Ein Band verknüpft die älteren und jüngeren Brüder; in Schlachtordnung schaaren sich vereint die älteren und jüngeren Brüder. Jeder steht bereit dem Winke des Häuptlings zu gehorchen. Wie der angeschwollene Bergstrom die Ebene überschwemmt, so ergießen sich unermeßliche Schaaren von allen Seiten:

„Misch braun, weiß und roth
Und den Feind schlag todt."

In den britischen Besitzungen, wo die Regierung diesen Gesellschaften keinerlei Werth beilegt und, so lange nur sonst kein Verstoß gegen die Landesgesetze geschieht, ruhig gewähren läßt, sind derlei Verbindungen auch in der That ohne Bedeutung und üble Folgen; in Holländisch-Indien aber, wo die Regierung ihre Unterthanen noch immer bevormundet, und namentlich gegen die daselbst angesiedelten Chinesen höchst strenge verfährt, sollen diese geheimen Vereine einen weit gefährlicheren Charakter annehmen, und sogar Mordthaten aus rein politischen Gründen nicht selten sein.

Die Malayen sind die eigentlichen Eingeborenen Singapore's und ihre Sprache ist auch die am meisten gebräuchliche, die Umgangs- und Verkehrssprache. Aber als Feldarbeiter werden sie von den Chinesen bei weitem übertroffen, welche viel ausdauernder, ruhiger und gewandter sind. Von mehrfachem Interesse ist in dieser Hinsicht ein Vergleich, welchen ein Regierungs-Ingenieur Mr. J. Thompson in Singapore vor einigen Jahren zwischen europäischer und asiatischer Arbeit anstellte.[1] Um in England eine Mauer von 306 Kubikfuß Höhe aufzuführen, würde nach Thompson's Berechnung ein Maurer und ein Taglöhner $4^{44}/_{100}$ Tage nöthig haben und dafür der erstere $5^1/_2$ Schilling (2 fl. 75 kr.), der letztere $3^1/_2$ Schilling (1 fl. 75 kr.) Taglohn erhalten. In Singapore würde dieselbe Arbeit, von Chinesen ausgeführt, $8^{54}/_{100}$ Tage in Anspruch nehmen, und der tägliche Arbeitslohn für den chinesischen Maurer 38 Cents (84 kr.), für dessen Gehülfen 20 Cents (44 kr.) betragen. Die chinesische Arbeitszeit verhält sich daher in diesem Falle zur englischen, wie 100 zu 52; der chinesische Arbeitslohn dagegen verhält sich zum englischen wie 100 zu 351. Ein anderer interessanter Vergleich ist folgender: Es handelte sich in Singapore darum, einen Sumpf auszufüllen, wozu das Material von den beiden Enden desselben genommen werden konnte. Der Sumpf hatte 1200 Fuß Länge, war 1 Fuß tief und 21 Fuß breit. Die Arbeit wurde Chinesen in Contract gegeben und in 326 Arbeitstagen (zu 13 Cents oder $28^3/_5$ Kreuzer täglich) vollendet. Ein englischer oder wohl überhaupt europäischer Arbeiter würde die nämliche Arbeit in 187 Tagen ausgeführt haben, so daß sich hier ebenfalls chinesische oder asiatische Arbeitszeit zur englischen oder europäischen im Allgemeinen wie 100 zu 57 verhält.

Diese Angaben sind indeß keineswegs stichhältig, um den Beweis zu liefern, daß der Chinese weniger physische Stärke besitze, als der europäische

[1] Vergleiche Logan's Journal of the Indian Archipelago, December 1849.

Arbeiter; denn man darf nicht außer Acht lassen, daß der eine diese Arbeit in einem mäßigen, der andere in einem ungemein heißen Klima verrichtet, wo der europäische Arbeiter bald zu Grunde gehen oder jedenfalls bedeutend an Kraft und Stärke einbüßen würde. Ja es scheint sich sogar für den Chinesen der Vortheil über den europäischen Arbeiter herauszustellen, daß ersterer ohne Nachtheil für seine Gesundheit in den verschiedensten Klimaten angestrengt zu arbeiten vermag. Die mitgetheilten Vergleiche sind daher hauptsächlich nur in so fern werthvoll und nützlich, als sie das Verhältniß menschlicher Arbeitskraft in Fällen zeigen, wo es sich darum handelt, gewisse Unternehmungen nach bekannten, zu ähnlichen Arbeiten in Europa in Beziehung stehenden Thatsachen zu schätzen.

Nächst den Chinesen sind die Klings oder Eingeborenen von der Koromandelküste am meisten gesucht als Bootführer, Kutscher, Hausirer, Packträger und Hausdiener bei den Europäern sowohl, wie bei ihren eigenen wohlhabenden Landsleuten. Durch ihre äußerst nüchternen Gewohnheiten erwerben sie sich rasch Geld und kehren dann in der Regel wieder in ihre Heimat zurück, obschon sich manche von ihnen auch dauernd in Singapore niederlassen. Die hier lebenden Armenier sind meist gleich den Europäern Kaufleute; die Araber sind Abkömmlinge jener mohamedanischen Priester und Kaufleute, welche schon die Portugiesen hier antrafen, als sie diesen Theil der Erde zum ersten Mal besuchten, und ergänzen sich zuweilen, wennschon höchst selten, durch neue Ankömmlinge aus dem Mutterlande.

Eine ganz besondere Eigenthümlichkeit der Bevölkerung von Singapore besteht in der großen numerischen Ungleichheit der Geschlechter. Das Verhältniß der weiblichen Bewohnerschaft zur männlichen ist wie 1 zu 7. Die wesentlichste Ursache dieser Erscheinung liegt in dem Umstande, daß bisher die Auswanderung der Frauen aus China völlig untersagt war, daher die meisten chinesischen Einwohner, welche den Hauptbestandtheil der ganzen Bevölkerung ausmachen, unverheiratet sind. Unter ihnen ist das Verhältniß der weiblichen zu den männlichen Ansiedlern wie 1 zu 13.

Die Gesundheitsverhältnisse Singapore's sind nicht immer so ungünstig, wie sie es zur Zeit unsers Besuches waren, vielmehr galt das Klima der Insel seit den vorgenommenen Lichtungen in der Nähe der Stadt als gesund; das Auftreten der Cholera war eine ganz neue, und daher um so mehr

schreckenerregende Erscheinung. Die Temperatur ist das ganze Jahr hindurch ziemlich gleichmäßig. Fünfjährige Beobachtungen ergeben im Durchschnitt 27.4° C. (Mai) als den höchsten und 26.4° C. (Jänner) als den niedersten Thermometerstand. Ein einziges Mal im Laufe von fünf Jahren erreichte das Thermometer eine Höhe von 30.8° C. (Juni), und fiel nur ein Mal (Jänner) auf 23.8° C. Vergleicht man die dermalige Temperatur mit jener vor 30 Jahren, so ergiebt sich, daß die Wärme seit der Entstehung der Ansiedlung um mehr als 3 Grade zugenommen hat, eine Erscheinung, deren

Moschee in einer der Hauptstrassen von Singapore.

Ursache in der Vermehrung der Bauten, den vielen Lichtungen, fünf Meilen im Umkreise der Stadt und wohl auch in dem Orte liegen dürfte, wo diese Beobachtungen angestellt wurden.

Es giebt keine eigentliche nasse Zeit in Singapore. Regen fällt in jeden Monat das ganze Jahr hindurch, wennschon von August bis December in größerer Menge. Nach vierjährigen Beobachtungen betrug die Quantität des jährlichen Regenfalles durchschnittlich 93 englische Zoll. Diese ziemlich gleichmäßige Vertheilung des Regens über das ganze Jahr verleiht

der Vegetationsdecke ein ewig grünes Ansehen und macht den Wechsel der Jahreszeiten völlig vergessen.

Auch in Singapore erfreuten sich die Mitglieder der Novara-Expedition von allen Classen der Gesellschaft der zuvorkommendsten, herzlichsten Aufnahme; Jedermann war bemüht uns schnell mit allem bekannt zu machen, was die Stadt des Interessanten und Sehenswerthen bietet. Nach einer flüchtigen Wanderung durch die belebtesten Straßen mit ihrem bunten Völkergewühl, welches uns recht deutlich machte, wie Handel das Hauptgeschäft der Bevölkerung ist, traten wir in die Waarenlager mohamedanischer Kaufleute, und unsere Blicke fielen auf die verschiedensten Producte Indiens.

In einem dieser Laden zeigte man uns mehrere sehr werthvolle Diamanten aus Borneo, von welchen der eine 17 Karat Gewicht hatte und 4000 Pfund Sterling kostete, während ein zweiter von 19 Karat, der minder rein und glanzvoll war, für 2000 Pfund Sterling angeboten wurde. Der Verkäufer, ein Mohamedaner, trug selbst einen Diamantring am Finger, welchen unser Begleiter auf 1000 Pfund Sterling schätzte. Bei mehreren Kaufleuten sahen wir in der Hausflur malayische Diener mit untergeschlagenen Beinen auf dem Boden sitzen, welche ganze Haufen spanischer Silberthaler vor sich liegen hatten und eifrig mit dem Zählen derselben beschäftigt waren. Der spanische oder mexicanische Thaler (Dollar) hat hier nämlich allein Curs, und alle Zahlungen geschehen fast ausschließlich in dieser Münze, während Gold, selbst englisches, im Handel nur ungern und mit Verlust angenommen wird. Der völlige Mangel eines andern Verkehrsmittels als Silber macht Geldtransactionen höchst schwerfällig, indem man einen Karren benützen muß, um eine Summe von einigen tausend Gulden einzucassiren und heimzuführen.

Obwohl, wie schon bemerkt, Handel der Haupterwerb der Insel ist und im Allgemeinen jeder Zweig der Industrie vor seinem überwältigenden Einflusse verschwindet, so giebt es doch eine Manufactur in Singapore, welche eine ganz besondere Erwähnung verdient. Es ist dies die Bereitung des Perl- oder weißen Sago's aus dem rohen Producte, das von der Nordwestküste der Insel Borneo und der Nordostküste Sumatra's gebracht wird. Fast der ganze Sago, der im Handel vorkommt, wird hier bereitet, und zwar fast ausschließlich durch chinesische Arbeiter. Man gewinnt den Sago bekanntlich aus dem Marke mehrerer Palmen-Arten, namentlich aber aus dem

der Sagus Rumphii und Sagus laevis, welche eine ziemlich beschränkte Verbreitungssphäre haben und nicht wie die kosmopolitische Kokospalme dem ganzen Gürtel der Tropenzone in der alten und neuen Welt angehören. Der Stamm der Sagopalme, wenn umgehauen, ist ein Cylinder von ungefähr 20 Zoll im Durchmesser und 15 bis 20 Fuß Länge, der, von der holzigen Faser getrennt, beiläufig 700 Pfund Stärkmehl enthält. Man mag sich eine Vorstellung von dem außerordentlichen Reichthum des Ertrages machen, wenn wir beifügen, daß drei Sagopalmen eben so viel Nahrungsstoff liefern, wie eine mit Weizen bebaute Acre Landes. Ein mit Sagopalmen bepflanztes Grundstück von der Ausdehnung einer englischen Acre liefert etwa 313.000 Pfund Sago, oder so viel Nahrungsstoff als 163 Acres Weizenlandes. Der Sago ist jedoch nicht im Verhältniß geschmackvoll und nahrhaft als er ergiebige Ernten liefert, und nirgends, wo Reiß gedeiht, wird derselbe dieser Nahrungspflanze vorgezogen. Wir besuchten die größte Sagofabrik in Singapore, in welcher der Sago, wie er im rohen Zustande aus Borneo und Sumatra kommt, gewaschen, geröstet und in sogenannten Perl-Sago verwandelt wird. Die Quantität des auf diese Weise bereiteten Palmenmarkes beträgt jährlich an 100.000 Centner.

In Singapore war es zugleich, wo wir zum ersten Mal Gelegenheit fanden, mit Opiumraucher in Berührung zu kommen und die vielfach schädlichen Wirkungen dieser aus handelspolitischen Gründen den Chinesen gewissermaßen aufgezwungenen Sitte kennen zu lernen. Obschon es in Singapore fast in jeder Straße Locale giebt, in welchen Opium verkauft und geraucht wird, sogenannte Licensed Opium shops, so besteht daselbst doch der bessern Controle wegen nur Ein einziger Ort (von den Engländern Opium farm genannt), wo das Opium aus dem Naturproducte zum Rauchen bereitet wird und von welchem alle Detailhändler kaufen müssen.

Bevor wir unsern Besuch in dieser merkwürdigen Fabrik schildern, wollen wir einige Bemerkungen über jene Pflanze vorausschicken, deren trunkenmachender, giftiger Milchsaft so wunderbare Wirkungen auf den menschlichen Organismus hervorbringt. Die Mohnpflanze (Papaver somniferum) wird hauptsächlich in den Districten Benares, Patna und Malwa in Hindostan gebaut. Ihre Cultur ist eine äußerst mühsame, unsichere, indem die zarten Pflänzchen fortwährende Sorge und Pflege, wiederholte Bewässerung, so wie Reinigung und Lockerung des Bodens bedürfen, und dabei noch immer

der Gefahr des Zerstörens durch Insecten oder des Verderbens durch Winde, Hagel und unzeitige Regen ausgesetzt sind. Die Blüthezeit der Pflanze ist im Februar, drei Monate später ist der Same reif. Die Einschnitte in die Kapsel geschehen aber schon zwei bis drei Wochen früher, sobald sich dieselben mit einem feinen weißen Mehlstaub bedecken. Das dazu verwendete Instrument besitzt drei Spornen mit feinen Spitzen, die mit Baumwolle umwickelt werden, damit sie beim Einritzen nicht zu tief eindringen, weil sonst der Saft, der nach außen entquellen soll, in das Innere der Kapsel abfließen würde. Jede Pflanze wird dreimal in drei auf einander folgenden Tagen verwundet. Die Operation beginnt mit der warmen Morgensonne; der verdickte Milchsaft wird in der nächsten Morgenkühle abgeschabt und am vierten Morgen wird jede Pflanze von neuem geprüft, ob sie noch Saft giebt, gewöhnlich ist sie aber schon erschöpft. Der abgeschabte verdichtete Milchsaft wird in ein Gefäß mit Leinsaatöl gethan, damit er nicht vertrockne, und hierauf durch Handkneten in runde platte Kuchen oder Ballen bis zu vier Pfund Gewicht verwandelt, die etwa vier bis fünf Zoll im Durchmesser haben und, mit Mohn- und Tabakblättern umhüllt, auf irdenen Schüsseln zum Trocknen ausgebreitet werden, bis sie sich zum Verkaufe eignen. In diesem Zustande gelangt das Opium, in Kisten zu zehn Ballen oder vierzig Pfund verpackt und mit der Spreu des Mohnsamens festgelegt, aus der Hand des Bebauers oder Speculanten zu bestimmten Preisen an die Agenten der ostindischen Compagnie und später in den Handel. Die äußerst mühsame und unsichere Cultur der Mohnpflanze soll dem Landmanne weit weniger einbringen, als der minder beschwerliche Anbau von Tabak oder Zuckerrohr, und nur die stets bereiten, baren Geldvorschüsse der Agenten der ostindischen Compagnie verleiten ihn zur Opiumcultur.[1]

Im Opiumfarm zu Singapore sahen wir nun diesen, aus der Mohnpflanze gewonnenen Milchsaft in eigentliches rauchbares Opium oder Tschandú verwandeln, indem derselbe in großen halbrunden messingenen Pfannen gekocht, durch Filze geseiht, und sodann neuerdings einem schwachen Feuer ausgesetzt wird, bis er endlich wieder verdickt und dem Theriak oder Syrup ziemlich ähnlich sieht. Dieser ganze Proceß nimmt vier bis fünf Tage in

[1] Der Reinertrag einer, mit der Mohnpflanze bebauten Acre Landes soll sich auf nur 20 bis 30 Rupien (20 bis 30 Gulden österreichisch) belaufen und etwa 30 Pfund Opium liefern. Das aus dem Samen der Pflanze gewonnene Oel giebt außerdem per Acre einen Gewinn von 2 bis 3 Rupien.

Anspruch. Ein Kuchen oder Ballen verdickten Mohnsaftes kostet den Fabricanten 20 Dollars. Aus zehn solchen Ballen oder vierzig Pfund rohen Mohnsaftes, dem üblichen Gewicht der Kisten, wie sie aus Hindostan kommen, werden durchschnittlich 216 Tiles (sprich Teils) oder 18 englische Pfund Opium gewonnen. Im Verkaufsladen hat das Opium Silberwerth. Wir sahen den chinesischen Verkäufer einen spanischen Dollar statt eines Gewichtstückes in die eine Wagschale legen und denselben in der andern mit Opium aufwiegen. Ein Tschih, ungefähr 1/8 Loth, die gewöhnliche Quantität, welche ein Raucher verbraucht, kostet 17 1/2 Cents (38 Neukreuzer). Der Pächter dieser Opiumfabrik bezahlt der Regierung, wie man uns sagte, einen Pachtschilling von 3000 Pfund Sterling monatlich für das ausschließliche Recht, rauchbares Opium oder Tschandù zum Verbrauche auf der Insel bereiten zu dürfen.

Jedesmal, so oft die Apparate in Thätigkeit gesetzt werden, werfen die bei der Opium-Bereitung beschäftigten Chinesen, wie dies überhaupt beim Beginn irgend einer Arbeit zu geschehen pflegt, eine Anzahl allenthalben in großer Menge vorräthiger, auf einer Seite bedruckter, papierner Octavblätter (tschin-tschin-sóa) unter Hersagung gewisser Gebetformeln ins Feuer. Auf diesen ganz rohen Fabricaten sind theils Gebete in chinesischer Sprache, theils Zeichnungen enthalten, welche die Wünsche der Opfernden illustriren sollen und gewöhnlich nur in sehr flüchtigen Umrissen jene Gegenstände vorstellen, deren Besitz sie von den Göttern zu erflehen gedenken. Indem die chinesischen Arbeiter diese Papierstreifen in einem eigens diesem Zwecke geweihten, den Taufbecken in christlichen Kirchen nicht unähnlichen, kupfernen Gefäße verbrennen, glauben sie, daß ihr Anliegen als Rauch gegen Himmel dringe, und so zur Kenntniß des einen oder andern ihrer Schutzgötter gelange. Auch in allen Tempeln und Pagoden befinden sich diese papiernen Vermittler chinesischer Wünsche an chinesische Gottheiten in großer Menge zum Gebrauch für gläubige oder vielmehr leichtgläubige Seelen vorräthig.

Die Arbeiter der Opiumbereitungs-Anstalt erhalten einen Theil ihres Arbeitslohnes in Opium vergütet. Die meisten von ihnen sind selbst Opiumraucher und dadurch um so sicherer an die Fabrik gefesselt. Wir sahen eine Anzahl derselben in düstern, schmutzigen, spelunkenartigen Räumen hinter dunkelblauen Bettvorhängen auf Strohmatten hingestreckt, die brennende Spirituslampe in erreichbarer Nähe, um das Tschandù von Zeit zu Zeit zu erhitzen, und dessen Rauch durch eine eigenthümlich construirte Pfeife

(Yen-tsiang) in die Lungen einzuführen. Die Quantität Opium, welche auf einmal auf die, mit einem dreieckigen, flachen Kopf versehene Nadel genommen wird, beträgt kaum die Größe einer Erbse. Alte, geübte Raucher halten den Athem längere Zeit zurück und hauchen den rückkehrenden Rauch durch die Nase aus. Der Geschmack des halbflüssigen Mohnextractes ist süßlich und ölig, aber der Geruch des heißgemachten Tschandù, welchen uns einer der opiumrauchenden Arbeiter als besonders köstliches Parfum zum Riechen anbot, ist widerlich und fast Brechreiz erregend. Mehrere der Raucher sah man durch die schmutzigen, gasartig-durchsichtigen Vorhänge völlig betäubt und regungslos auf harten Bettgestellen liegen; die Pfeife war ihrer Hand entfallen, die Lampe auf dem Tische vor ihrem Lager im Erlöschen. Sie hätten wahrlich nicht erst der Bettgardinen bedurft, um nicht von lästigen Mücken aus ihren süßen Träumen gestört zu werden, denn sie befanden sich in einem todesähnlichen Zustande, aus dem sie schwerlich irgend ein äußerer Anlaß zu wecken vermocht hätte, so lange die Wirkung des eingeathmeten Giftes fortdauerte. Andere Schmaucher waren eben damit beschäftigt sich in einen ähnlichen Zustand wie ihre betäubten Genossen zu versetzen und schienen sich im Allgemeinen wenig um das, was neben ihnen vorging, zu kümmern. Nur einer der Arbeiter, welcher sich in einer höchst aufgeregten Stimmung befand und ungemein schwatzhaft war, erklärte uns, daß er ungefähr um einen Schilling Werth Opium rauchen müsse, um einzuschlafen, und bemerkte, wie nichts peinlicher und unerträglicher sei als eine blos halbe Betäubung, wenn nicht mehr Opium noch Geld vorhanden, um sich in einen vollkommenen Schlafzustand versetzen zu können. Der ganze Organismus ist dann in einer fürchterlichen Aufregung, man verspürt heftiges Kopfweh, Magendrücken, Ueblichkeiten, kurz alle die bösen Folgen des Opiumgebrauches, ohne dessen genußreiche Wirkungen. Gewöhnlich dauert der trunkene, schlafähnliche Zustand eines Opiumrauchers zwischen 40 bis 60 Minuten, sodann kehrt allmählig das Bewußtsein wieder, ohne daß momentan vom Einathmen der giftigen Substanz irgend eine schädliche Wirkung verspürt würde.

In Singapore, wo verhältnißmäßig ziemlich hoher Lohn bezahlt wird, und die chinesische Bevölkerung vorherrschend ist, beträgt die jährliche Opium-Consumtion 330 Gran per Kopf. Auf der Insel Java, wo in Folge gewisser Beschränkungen von Seite der Regierung die chinesische Bevölkerung nur $^1/_{100}$ der Gesammtzahl der Einwohner ausmacht, erreicht sie kaum 40 Gran

per Individuum. Selbst in China, wo doch dieses gefährliche Betäubungsmittel einen so ungeheueren Absatz findet, beläuft sich der Verkauf auf nicht mehr als 140 Gran per Raucher, was indeß hauptsächlich in der Armuth des Volkes seinen Grund hat, dem häufig dieser Genuß unerschwinglich ist. Es fehlen uns leider genaue Angaben über die Zahl der Opiumraucher und die Quantität des Opiumverbrauches in Singapore, dagegen schätzt ein nordamerikanischer Missionär, Mr. Allen, die Zahl der Personen, die sich im chinesischen Reiche diesem Laster ergeben, auf vier bis fünf Millionen, welche jährlich ungefähr 50.000 Kisten Opium consumiren. Die Quantität des, von jedem einzelnen Raucher täglich verbrauchten Opium ist außerordentlich verschieden. Im Anfange vermag ein Raucher nicht mehr als drei bis vier Gran auf Einmal einzuathmen, aber allmählig, durch die Gewohnheit vermehrt sich die Dosis, bis endlich alte Habitués über 100 Gran täglich verschmauchen sollen! Viele Chinesen geben zwei Drittheile ihres täglichen Erwerbes auf den Ankauf dieses, ihnen unentbehrlich gewordenen Artikels aus.

Die Sitte des Opiumessens in Pillenform, wie sie durch den ganzen mohamedanischen Orient besteht und wahrscheinlich in Folge des Weinverbotes bei den Dienern des Korans um so leichter Eingang gefunden hat, soll nach dem Urtheile von Aerzten weit weniger schädlich sein und viel langsamer den Organismus angreifen als das Rauchen und die directe Einathmung in die Lungen, so wie auch die Wirkung des erstern eine verschiedene ist.

Wir werden Gelegenheit finden, während unseres Aufenthaltes in China, auf dieses glänzendste, einträglichste, aber auch schmachvollste Monopol der britisch-ostindischen Compagnie zurück zu kommen, das Millionen Menschen in eine furchtbare Sclaverei stürzt und gegen dessen Fortsetzung die chinesische Regierung zu wiederholten Malen, wenn auch ohnmächtig und vergeblich, Verwahrung eingelegt hat. Würdig eines christlichen Monarchen sind die Worte des götzenanbetenden Kaisers von China, welcher, als man im Jahre 1840 in ihn drang, die Opiumeinfuhr zu einer Staatseinnahme zu machen, erwiederte: „Es ist wahr, ich kann die Einfuhr dieses fließenden Giftes nicht hindern, gewinnsüchtige und verderbte Menschen werden aus Habgier oder Sinnlichkeit die Erfüllung meiner Wünsche stets zu Nichte machen, aber nichts wird mich bewegen, aus dem Laster und dem Elende meines Volkes einen Gewinn zu ziehen!“

Trotzdem daß verhältnißmäßig nur sehr wenige Europäer in Singapore leben und die ganze Zeit der Bewohner durch Handelsgeschäfte absorbirt zu werden scheint, herrscht doch daselbst viele geistige Regsamkeit. Mehrere Journale in englischer Sprache, unter welchen die von Mr. A. Logan redigirte Singapore Free Press den ersten Rang einnimmt, bringen höchst werthvolle, wichtige Mittheilungen aus allen Theilen des östlichen Asiens; das von dem weitbekannten Mr. J. H. Logan (einem Bruder des Redacteurs) seit Jahren mit Geschick und Umsicht redigirte Journal of the Indian Archipel ist eine wahre Fundgrube für den Forscher, welcher die Geschichte des indischen Archipels und der Völker desselben zum Gegenstande seines Studiums macht. Dasselbe enthält ungemein werthvolle Beiträge zur Bereicherung unserer Kenntniß über diese höchst merkwürdigen Länder, welche noch einer so großartigen Entwicklung fähig sind.

Auch eine Art naturhistorisches Museum nebst einer Bibliothek von mehreren tausend Bänden und einem reichlich mit Journalen ausgestatteten Lesezimmer, unter der Bezeichnung Singapore Institution, besitzt die Ansiedlung. Das Unternehmen ist auf Actien (zu 40 Dollars das Stück) gegründet und wird durch Jahresbeiträge im Belaufe von 24 Dollars von jedem Theilnehmer unterhalten, wodurch das Recht zur Benützung einer wohlgewählten Büchersammlung und einer großen Anzahl englischer und französischer Journale und Monatsschriften erworben wird. Die kleine ethnographische Sammlung besteht größtentheils in Gegenständen aus Borneo, Sumatra und den benachbarten Inselgruppen.

Unter den Unterrichtsanstalten verdient namentlich die Schule für malayische Knaben und Mädchen unter der Leitung des hochverdienten, seit nahezu dreißig Jahren im Archipel als Lehrer thätigen Missionärs Mr. B. P. Keasberry Beachtung und Anerkennung. Die Eltern der daselbst aufgenommenen Kinder müssen sich gegen die Anstalt verpflichten, dieselben mindestens zehn Jahre hindurch der geistigen und leiblichen Pflege des Missionärs zu überlassen und nicht vor Ablauf dieser Frist aus der Anstalt zu nehmen. Diese Clausel war bei dem unstäten Sinn der Malayen nöthig, welche sonst nur zu häufig ihre Kinder gerade in einem Momente der Aufsicht des Missionärs entreißen würden, wo dieselben anfangen sich für die Lehren des Christenthums und der Civilisation empfänglich zu zeigen. Die Anstalt wird theils durch milde Beiträge, theils durch den Ertrag einer

Buchdruckerei erhalten, in welcher jedoch mit geringen Ausnahmen nur Belehrungs- und Erbauungsschriften in malayischer Sprache gedruckt werden. Mr. Keasberry hatte die Güte uns eine kleine Sammlung der Verlagswerke der letzten Jahre zum Geschenke zu machen, unter welchen sich ein Wörterbuch der englischen und malayischen Sprache, das neue Testament, eine Naturgeschichte, eine Geographie, eine Weltgeschichte, eine biblische Geschichte und zahlreiche Unterhaltungsschriften für die Jugend in malayischer Sprache befanden. Unter letzteren fiel uns die Geschichte Amin's nach einer deutschen Erzählung auf, welche augenscheinlich der weitverbreiteten Kinderschrift „Heinrich von Eichenfels", von dem einst gefeierten Verfasser der Ostereier, nachgebildet ist. Es dürfte dies wohl das einzige Product eines österreichischen Literaten sein, dem die Auszeichnung widerfuhr, in das malayische Idiom übertragen und unter den braunen Völkern des indischen Archipels in tausenden von Exemplaren verbreitet zu werden.

Während eines Besuches des Polizeigerichtshofes (Court of police), wo eben eine öffentliche Verhandlung stattfand, — denn die Chinesen und Malayen unter englischer Herrschaft genießen der Wohlthat des öffentlichen und mündlichen Verfahrens in Strafsachen, so wie der Schwurgerichte, — hatten wir das Vergnügen Mr. Windsor Earl, den bekannten Verfasser mehrerer werthvoller Werke über den indischen Archipel und die Papua-Neger, kennen zu lernen, einen Mann von den seltsamsten Lebensschicksalen, welcher gegenwärtig in Singapore den Posten eines Richters bekleidet und durch seine reichen Erfahrungen, so wie seine gründliche Kenntniß der malayischen Sprache sich der Regierung von großem Nutzen erweisen muß. Das Auditorium des Gerichtssaales, in dem nur Fälle, welche weniger als fünfzig Rupien Strafe bedingen, verhandelt werden, bestand zum größten Theil aus Chinesen. Fast alle Beamten, Schreiber, Aufseher und Wachtposten waren Farbige. In einem einzigen Monat kamen 414 Fälle zur Verhandlung, von denen 315 mit Verurtheilung der Schuldigen zu Geldstrafen im Belaufe von 5975 Rupien endigten. Von dieser Summe konnten aber blos 5105 Rupien eingebracht werden. Die zahlreichsten Verurtheilungen kommen im März vor, weil in den ersten Tagen dieses Monats die Chinesen das Neujahr feiern und sich zu jener Zeit die meisten strafbaren Handlungen zu Schulden kommen lassen. Der Polizeibeamte registrirte an einem dieser Tage über 100 Fälle von Gesetzübertretungen. Das neue Jahr ist aber auch

das einzige Fest, welches die Chinesen durch Arbeitseinstellung begehen, während sie sonst weder Sonntag noch Festtag kennen, sondern das ganze Jahr hindurch ohne Unterlaß angestrengt arbeiten. Die meisten Verurtheilungen geschehen wegen unerlaubter Spiele, und wer die unbezähmbare Leidenschaft des chinesischen Volkes für diese verlockende Art von Zeitvertreib kennt, wird es leicht begreiflich finden, daß in einem einzigen Jahre 2000 Fälle wegen Uebertretung dieses Verbotes zur Verhandlung kamen. Während unserer Anwesenheit im Gerichtssaal langte ein Schreiben an den Richter ein, in welchem ein englischer Matrose, der im Spital lag, dringend bat, dasselbe verlassen zu dürfen, indem darin täglich so viele Leute von der Cholera befallen werden und sterben, und er daher seines Lebens nicht mehr sicher sei! In der That war das Spital und seine Umgebung gerade der am meisten von der Seuche heimgesuchte Ort, und das Bemühen des Bittstellers, aus dieser Heilanstalt baldmöglichst entfernt zu werden, war nicht ganz unbegründet.

Eine, in ihrer Weise höchst interessante, nachahmungswerthe Anstalt ist die Strafcolonie lebenslänglich deportirter Verbrecher aus allen Theilen Indiens, das sogenannte „Convict settlement". Zum Verständniß des Zweckes und der Einrichtung dieser Anstalt scheint es uns nöthig, einige Bemerkungen über die politischen Verhältnisse Singapore's zu Indien vorauszuschicken. Singapore bildet mit der Ansiedlung Malakka auf der gleichnamigen Halbinsel und der Insel Pulo Pinang mit dem Districte Wellesley jene Reihe britischer Niederlassungen in der Malakkastraße, welche die Engländer gewöhnlich mit dem Namen „Straits Settlements" bezeichnen. Bis in neueste Zeit standen diese, größtentheils im Interesse des Handels gegründeten britischen Colonien unter der Regierung von Indien und wurden gewissermaßen von Calcutta aus regiert. Den Directoren der ostindischen Compagnie erschienen diese Ansiedlungen, um deren Schicksal sich das Mutterland trotz ihrer großen politischen und commerciellen Bedeutung bisher nur wenig kümmerte, als ganz besonders geeignet, um gemeine Verbrecher sowohl, als auch gefährliche, lästige, politische Gefangene aus dem Lande zu schaffen, und so entstanden in jeder dieser Niederlassungen Strafanstalten für Indien, von welchen jene in Singapore die bedeutendste ist.

Der Director dieser Anstalt, Capitän Mac Nair, hatte die Güte mehrere Mitglieder der Novara-Expedition durch die sehr ausgedehnten, größtentheils

ebenerdigen, aber höchst zweckmäßigen Gebäude zu begleiten und dieselben auf jede Einrichtung oder Erscheinung, welche für sie Interesse haben konnte, aufmerksam zu machen. Erst seit dem Jahre 1854 sind die ärmlichen, dumpfen, mit Palmenstroh gedeckten Holzhütten, in welchen früher die Sträflinge nothdürftig Unterkunft fanden, entfernt, und an deren Stelle große, hohe, luftige Säle aufgeführt worden. Zur Zeit unsers Besuches im April 1858 befanden sich über 2000 lebenslänglich Deportirte und 245 bis zu fünf Jahren Verurtheilte in der Anstalt. Alle öffentlichen Bauten der Stadt und der Insel, Kirchen, Spitäler, Casernen, Straßen, oft sehr kostspieliger Natur, werden durch die Gefangenen ausgeführt. Nach sechzehn Jahren guter Aufführung erhalten die Sträflinge ein sogenanntes ticket of leave, d. h. die schriftliche Erlaubniß, sich im Bereiche der Insel an einem beliebigen Punkte als freie Colonisten niederlassen zu dürfen, jedoch unter der Bedingung, sich Einmal im Monate beim Gefängnißverwalter vorzustellen. Im Falle schlechten Betragens oder nicht regelmäßiger Erfüllung gewisser Bedingungen wird diese Vergünstigung wieder entzogen. Schon im Gefängniß ist die Einrichtung getroffen, daß Sträflinge von guter Aufführung zu Aufsehern (peons) über ihre Genossen ernannt werden und dafür, so wie für gewisse besondere Arbeiten eine kleine monatliche Geldzulage (1 bis 2 Dollars) erhalten. Alle Aufseher der Strafcolonie sind Gefangene, welche bereits Beweise der Rückkehr zu einem bessern Lebenswandel gegeben haben, und es ist höchst bemerkenswerth, daß die 2000 Insassen, meist der Hefe der indischen Volksclassen angehörend und wegen schwerer Verbrechen zu lebenslänglicher Strafe verurtheilt, von einem einzigen weißen Gefangenwärter geleitet und in Zucht und Ordnung gehalten werden. Außer diesem Wärter ist nur noch eine kleine Abtheilung indischer Soldaten, ungefähr zwölf bis fünfzehn Mann, als Schutzwache in dieser Anstalt stationirt. Das beste Zeugniß von der trefflichen Verwaltung der Strafcolonie giebt wohl der ausgezeichnete Gesundheitszustand der 2000 Gefangenen, unter denen sich nur vierzig Kranke zu einer Zeit befanden, wo gerade in der Stadt die Cholera unter der armen Classe so große Verheerungen anrichtete, und der Monsunwechsel häufig Krankheit und Unwohlsein zur Folge hat. Die Sträflinge gehen jeden Morgen um sechs Uhr an die Arbeit und kehren gegen vier Uhr Nachmittags nach der Anstalt zurück, den Rest des Tages bringen sie mit der Bereitung ihres Mahles zu, das in Reiß, Gemüse, indischem Pfeffer und Früchten besteht.

Da die meisten der Inhaftirten Hindu's sind und sich zum Brahmismus bekennen, so baden sie sich mehrere Male im Laufe des Tages, wozu ein großes Bassin reichlich Wasser liefert. Dieser weise, religiöse Gebrauch trägt in einem Klima von so erschlaffender Hitze zugleich wesentlich zur Förderung der Gesundheit bei, indem er den Körper wohlthätig erquickt.

Einzelne Gefangene beschäftigen sich auch mit der Verfertigung von Tauwerk, Stricken, Bindfaden u. s. w. aus den Fasern der wilden Banane (Musa textilis), des Raméstraucheß (Boehmeria nivea) und der wilden Ananas (Bromelia ananas oder Ananassa sativa). Alle diese Geflechte sind von vorzüglicher Güte und sollen alle Eigenschaften des russischen Hanfes ohne dessen Kostspieligkeit besitzen.

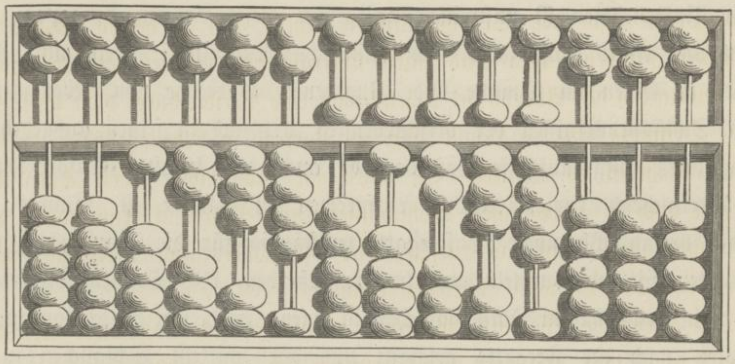
In den Schlafsälen sind die Sträflinge nicht nach Nationalitäten (wie bei der Tagesarbeit), sondern nach den Kategorien der begangenen Verbrechen abgesondert, derart, daß sich in einer Abtheilung alle Diebe, in der andern alle Mörder, in der dritten alle Brandleger beisammen befinden. Obschon sich vom psychologischen Standpunkte aus gegen die Zweckmäßigkeit dieses Systems manches einwenden ließe, so soll doch, wie man uns sagte, diese Art von Zusammensperrung keinen Nachtheil auf die sittliche Besserung der Sträflinge üben, vielmehr sollen in dieser Beziehung erfreuliche Fortschritte beobachtet werden. Man erzählte uns unter anderem von einem lebenslänglich Deportirten, welcher nach sechzehnjähriger Gefangenschaft die Erlaubniß erhielt sich als freier Ansiedler auf der Insel niederlassen zu dürfen. Durch Fleiß, Arbeitsamkeit und glückliche Speculationen erwarb sich derselbe binnen wenigen Jahren ein bedeutendes Vermögen. Es erfaßte ihn nun eine doppelt große Sehnsucht, nach seiner Heimat an der Küste von Malabar zurückzukehren, und er versprach daher als Sühne eine bedeutende Summe des Erworbenen wohlthätigen Zwecken widmen zu wollen. Allein das Gesetz war ausdrücklich dagegen. Nur ein Gnadenact des Gouverneurs von Britisch-Indien konnte hier von der Regel eine seltene Ausnahme machen. Und dieser erfolgte denn auch endlich nach wiederholten Bittgesuchen, und der „glückliche Unglückliche“ durfte wieder nach seiner Heimat zurückkehren. Interessant ist, daß sich unter 2245 Gefangenen nur fünfzig weiblichen Geschlechtes befanden, größtentheils Hinduweiber aus Bengalen. Unter den zeitweilig Inhaftirten bemerkten wir auch drei Weiße, welche wegen Rauferei und Trunksucht eine mehrmonatliche Haft zu erdulden hatten. Sie waren unter diesen

braunen, verwilderten Hindugestalten eine, dem Auge des europäischen Besuchers doppelt peinliche Erscheinung!

Indem die in der Stadt und im Hafen herrschende Seuche eine schleunige Ortsveränderung wünschenswerth erscheinen ließ, um nicht gleichfalls von diesem bösen Gaste einen Besuch an Bord zu erhalten, so waren wir bemüht die Verproviantirung der Fregatte mit Lebensmitteln so wie die sonstigen Geschäfte möglichst rasch besorgen zu lassen. Man empfahl uns zu diesem Zwecke von mehreren Seiten einen chinesischen Kaufmann, dessen Name schon Commodore Wilkes während seines Besuches von Singapore im Jahre 1842 höchst lobend erwähnt. Es war dies der ship-chandler oder Schiffs-Verproviantirer Whampoa, welcher sogar den, im gleichen Zweige etablirten englischen Geschäftsleuten eine nicht unbedeutende Concurrenz macht. Sein Unternehmen ist unstreitig das größte dieser Art in Singapore, und giebt uns einen Fingerzeig, was chinesische Rührigkeit, Fleiß und Ausdauer zu leisten im Stande sind. Ungeheuere Vorräthe von Lebensmitteln und Schiffsbedürfnissen der verschiedensten Art sind in seinen ausgedehnten Magazinen aufgehäuft, so daß derselbe auch den höchsten Anforderungen in überraschend kurzer Zeit zu entsprechen im Stande ist. Binnen zwei Tagen versah Whampoa die Fregatte vollständig für die Dauer von sechs Monaten mit Lebensmitteln, und lieferte außerdem 100 Tonnen Trinkwasser aus dem benachbarten Flusse, welches in eigens zu diesem Zweck construirten Booten nach der Fregatte geschafft und dort mittelst Schläuchen in die eisernen Wasserkästen im Raume gepumpt wurde, eine Arbeit, die selbst in einem europäischen Hafen mehr als die dreifache Zeitdauer erfordert haben würde. Dabei waren alle Artikel, welche Whampoa lieferte, von vortrefflicher Qualität und verhältnißmäßig billig. In seinem Geschäfte sind ausschließlich Chinesen mit langen Zöpfen und schwarzseidenen Oberkleidern thätig. Alle Bücher werden in chinesischer Sprache geführt und sogar Additionen und Subtractionen nicht nach europäischer Methode, sondern mittelst des chinesischen Rechnenbrettes, durch Verschieben einer Anzahl hölzerner, in abgetheilten Reihen laufender Kugeln oder Ringe von bestimmtem Werthe gemacht. Das chinesische Rechnenbrett besteht aus einem länglichen Rahmen, der Länge nach durch eine Scheidewand in zwei ungleiche Abtheilungen zerlegt, in deren größerer auf metallenen Querstäben je fünf, in der kleineren je zwei Kugeln aufgereiht hängen. Jeder Stab bildet mit den auf ihn

gereihten sieben Kugeln eine einzige Reihe und in jeder Reihe ist eine Kugel der kleineren Abtheilung an Zahlenwerth den fünf ihr entsprechenden Kugeln der größeren Abtheilung gleich, während überhaupt, ganz so wie auf dem russischen Rechnenbrette, jede Reihe einen zehnmal größeren oder geringeren Werth vorstellt, als die beiden ihr zunächst stehenden. Die Anzahl der Stäbe ist auf dem chinesischen Rechnenbrette nicht immer die nämliche, sondern richtet sich nach dem Umfange der, auf denselben vorzunehmenden Berechnungen.[1]

Wenn nun der Chinese eine Rechnung auf seinem Rechnenbrette ausführen will, so legt er es quer vor sich, indem er die größere Abtheilung gegen sich kehrt, stößt die Kugeln beider Abtheilungen an die Ränder des



1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8 9.

Chinesisches Rechnenbrett.

Rahmens und schiebt sie darauf, je nachdem der Gang der Rechnung es fordert, in die Mitte, gegen die Scheidewand, oder zieht sie wieder zurück. Jenes heißt: „auf das Rechnenbrett legen;“ dieses „vom Rechnenbrett werfen“. Demnach muß man also, um 1, 2, 3 und 4 zu „legen“, die entsprechende Anzahl Kugeln in der größeren Abtheilung von sich schieben; um 5 auszudrücken, eine Kugel der kleineren Abtheilung an sich ziehen; und da 6, 7, 8 und 9 aus der Verbindung von 5 mit 1, 2, 3 und 4 entstehen, sobald

[1] Unter den werthvollen Arbeiten der kais. russischen Gesandtschaft zu Peking über China, sein Volk, seine Religion, seine Institutionen, socialen Verhältnisse ꝛc. befindet sich auch eine längere ausführliche Abhandlung über das chinesische Rechnenbrett und seine Verwendung. Vergleiche die deutsche Uebersetzung dieses Werkes von Dr. Karl Abel und F. A. Mecklenburg, Berlin F. Heinicke, 1858, Band I, Seite 295.

man diese legen will, zu einer Kugel der kleineren Abtheilung die entsprechende Kugelzahl der größeren Abtheilung heranrücken. Die Zehner werden durch die Kugeln des nächstfolgenden Stabes zur Linken vorgestellt; nach ihnen die Hunderter u. s. w.

In seinem Hause lebt Whampoa dagegen ganz nach europäischer Sitte. Reich gesegnet mit irdischen Gütern, entwickelt er daselbst einen Luxus, wie man ihn bei uns nur in den vornehmsten Kreisen zu sehen gewohnt ist. Eine seiner Besitzungen, welche mehrere Meilen im Umfange hat, besteht aus einem geräumigen, elegant eingerichteten Gebäude mit prächtigen Säulengängen, einem sehr schönen Blumengarten und einer wahren Musterwirthschaft von nützlichen Hausthieren. Im Wohnhause sind alle Einrichtungen europäisch, mit Ausnahme der scheibenförmigen Thüren, welche aus dem großen Salon nach den Seitengemächern führen, sich zu beiden Seiten in die Mauer schieben lassen und einen überraschenden Effect hervorbringen. Wenn namentlich des Abends bei Beleuchtung eine Person durch diese scheibenförmige Oeffnung tritt, so glaubt man ein Portrait in Lebensgröße in einem goldenen Rahmen zu erblicken. Es wäre gar nicht übel, diese chinesische Thürform auch in europäischen Wohnhäusern und Villen in Anwendung zu bringen und gewiß nicht das Einzige, was wir in decorativer Beziehung mit Vortheil von den Chinesen annehmen könnten.

Der eigentliche Wohnsitz Whampoa's befindet sich dreiviertel Meilen außerhalb der Stadt, und auch hier vereinigen sich europäischer Comfort und Geschmack mit chinesischer Zierlichkeit. In den, mit einer Menge Nippsachen gezierten Salons hingen an den Wänden Poesien und Sprüche ausgezeichneter chinesischer Dichter auf langen eleganten Papierrollen geschrieben. Whampoa zeigte uns auch mehrere Gegenstände, die er von fremden Schiffscapitänen, Marineofficieren und sogar von Sängerinnen, mit welchen er während ihres Aufenthaltes hier bekannt und befreundet worden war, zum Geschenk erhalten hatte. Ein Mittagsmahl, dem wir einmal bei diesem gastlichen Chinesen in Gesellschaft einer Anzahl der angesehensten Kaufleute der Stadt beiwohnten, wurde ganz im europäischen Styl servirt. Die Speisen waren von einem chinesischen Koch nach englischer und französischer Art zubereitet worden; nur das Confect kam theils aus Japan, theils aus China, und bestand in einer Anzahl Früchte, welche dem Auge und dem Gaumen des Europäers völlig unbekannt waren. Unser chinesischer Hauswirth verstand

vortrefflich die Honneurs zu machen. Obschon dem äußeren Ansehen nach orthodoxer Chinese mit geschorenem Vorderkopf und bis auf die Erde reichendem Zopf, in schwarze seidene Stoffe gehüllt, trank er doch nach alt-englischem Brauche jedem seiner Gäste zu und verschmähte Sherry eben so wenig als Champagner. Ja es kam sogar zu Trinksprüchen, wobei der fremdenfreundliche Chinese in englischer Sprache bemerkte, wie er eine Besserung der gegenwärtigen trostlosen Zustände in seinem Vaterlande nur von dem steigenden Einflusse der britischen Regierung daselbst erwarte. Whampoa ist vielleicht der erste Chinese, welcher seinen Sohn in Europa erziehen läßt, und zwar will er ihn, wie er ganz besonders betonte, zur Vollendung seiner kaufmännischen Ausbildung nach einer deutschen Handelsstadt schicken.

Noch in den letzten Tagen unsers Aufenthaltes in Singapore hatten wir ein beklagenswerthes Ereigniß zu verzeichnen. Der Matrose Rossi fiel beim Abschlagen ausbesserungbedürftiger Segel von der Vormars-Raae auf das Vordercastell, blieb sogleich besinnungslos am Boden liegen und verschied wenige Stunden darauf. Es war in letzterer Zeit in kurzen Zwischenräumen wiederholt vorgekommen, daß Matrosen, während sie in verschiedenen Höhen des Schiffes Arbeiten verrichteten, auf das Deck stürzten, aber die früheren Fälle hatten keinen so tragischen Ausgang wie diesmal, und die Sorglosen büßten blos durch einige leichte Beschädigungen für ihre Unachtsamkeit. Seltsamer Weise begegnen derlei Unfälle meistens gewandten Matrosen, weil sich diese gewöhnlich auf den Raaen und Masten zwischen Tauen und Segeln mit gleicher Zuversicht wie auf festem Boden bewegen und sich häufiger eine Sorglosigkeit zu Schulden kommen lassen, als ihre mit den Segelmanövers weniger vertrauten Kameraden. Rossi wurde auf dem katholischen Friedhofe in Singapore in feierlicher Weise zur Erde bestattet und durch die gleichzeitig getroffenen Maßregeln schmückt wohl gegenwärtig ein schlichter Denkstein sein fernes Grab, den Besuchern dieser Friedensstätte verkündend, daß unter demselben ein Mitglied der österreichischen Expedition ruht, das in Erfüllung seiner Pflicht sein Leben endete.

Da wir uns gerade in der Saison des Monsunwechsels befanden, wo die allzeit schwierige Beschiffung der engen Gewässer, welche Singapore von Batavia trennen, in Folge von häufigem Böenwetter eine ganz besondere Vorsicht erheischt, so hatten wir einen Piloten an Bord genommen, welcher uns für die bedungene Summe von 175 Dollars bis nach unserem nächsten

Reiseziele begleiten sollte. Capitän Burrows, so hieß der Pilot, galt als ein besonders tüchtiger und verläßlicher Mann, der seit vielen Jahren mit seinem eigenen Schiffe zwischen diesen Gewässern verkehrte, und nur, wie es scheint, durch mißglückte Speculationen vom Capitän zum Piloten für fremde Fahrzeuge herabsank. Er war bereits mit seinem Gepäck an Bord gekommen, erhielt aber, da Strömung und Brise der Abfahrt nicht günstig waren und die malayischen Waschfrauen unsere Wäsche noch nicht zurückgebracht hatten, die Erlaubniß, bis Sonnenuntergang wieder ans Land gehen zu können. Noch spät Nachts kamen ganze Ladungen mit gereinigter Wäsche an Bord, denn wir hatten seit Madras keine Gelegenheit mehr gefunden dieses wichtige Geschäft besorgen zu lassen, und mußten daher in Singapore große Quantitäten, mehrere 1000 Stück Leinzeuges, den gefährlichen Händen malayischer Waschfrauen anvertrauen. Der Pilot aber war nicht wieder zurückgekehrt, und als sich derselbe auch am nächsten Morgen trotz der gemachten Signale nicht am Bord einfand, so setzten wir um neun Uhr früh bei vortheilhafter Brise und Strömung ohne ihn unter Segel. Niemand konnte sich das Ausbleiben des, von allen Seiten als so verläßlich geschilderten Piloten erklären, dessen Gepäckstücke nun allein mit uns nach Batavia schifften. Einen Moment lang tauchte die Vermuthung auf, er sei vielleicht am Lande gleichfalls von der eben grassirenden Seuche ergriffen worden, allein es schien nicht wahrscheinlich, daß uns ein solcher Vorfall unbekannt geblieben wäre. Und in der That stellte sich später heraus, daß blos Fahrlässigkeit an seinem Ausbleiben die Schuld trug.

Der Befehlshaber der Expedition beschloß, den Canal zwischen dem Horseburgh-Leuchtthurm und der Insel Bintang zu durchschiffen, um östlich von dieser Insel nach der Gasparstraße zu fahren, was auch mit den, in den folgenden Tagen wehenden leichten, veränderlichen Brisen aus dem nördlichen Quadranten gelang. Noch ehe wir in die Gasparstraße einfuhren, erschien die See, welche hier keine größere Tiefe als 25 Faden besitzt, theilweise mit Baumstämmen und Tang bedeckt, zuweilen aber zonenweise mit den sogenannten Sägespänen ganz überzogen, das Wasser trübe und von schmutzig grüner Farbe.

Am 25. April um zehn Uhr früh durchschnitten wir zum dritten Male den Aequator in 105° 28′ östl. L. und hatten am nämlichen Tage um eilf Uhr Nachts die Felseninsel Tothy in Sicht, während eine Böe aus Nordost

mit frischem Winde und Regen sich entlud. Wir fuhren zwischen dieser Insel und der unsichtbaren Untiefe Vega Rock und drangen nun in einen Archipel von Inseln und Untiefen, welche für größere Schiffe ganz besondere Aufmerksamkeit erfordern. Aber der „Freund des Seemannes", der Mond, erhellte unsere Nächte und die berühmte Durchsichtigkeit der Luft in den Tropen gestattete uns 25 bis 30 Meilen entfernte Inseln des Nachts peilen zu können, so daß wir dadurch, verbunden mit zeitweiligen Lothungen, zu jeder Zeit unseren Punkt mit genügender Genauigkeit aufzutragen vermochten. Wir waren so glücklich, auch nicht ein einziges Mal während dieser schwierigen Navigation Anker werfen zu müssen (was in der Regel hier häufig geschieht), und überholten sogar in der Gasparstraße mehrere Kauffahrer.

Am 30. April feierten wir in 2° 48′ südl. Br. und 107° 16′ östl. L. den Jahrestag unserer Abfahrt von Triest, das Herz dankerfüllt für den erlauchten Urheber der mit so edlen Absichten ins Leben gerufenen Expedition.

Obschon nicht blos in Singapore, sondern auch auf den Schiffen im Hafen die Cholera während unserer Anwesenheit ziemlich viele Opfer forderte, und besonders die in unserer Nähe geankerte englische Propeller-Corvette Niger fast täglich einen Mann verlor, bis sie endlich den Ankerplatz wechselte und in See ging, so schien doch die Bemannung der Novara von unserm Aufenthalt in Singapore nicht die geringsten üblen Folgen verspüren zu sollen. Allein die Zukunft erfüllte diese Hoffnung nicht. Fünf Tage nach unserer Abfahrt von Singapore, als wir eben in die Gasparstraße einmündeten, erkrankte der Schiffsjunge Simonovich mit allen Symptomen der asiatischen Brechruhr, und zwei Tage darauf auch der ihn pflegende Wärter. Man traf die nöthigen Vorsichtsmaßregeln, ließ die Mannschaft viel am Deck sich bewegen, so wie häufig die Musik spielen, um den Geist heiter zu erhalten, und so blieb glücklicher Weise die Krankheit auf die erwähnten beiden Individuen beschränkt. Der Wärter erholte sich bald wieder, aber der Junge verfiel nach überstandener Cholera in einen Typhus, welcher trotz aller ärztlichen Sorge am 4. Mai Nachmittags seinem Leben ein Ende machte. Bei der raschen Zersetzung, welche alle todten, organischen Körper in heißen Klimaten erfahren, war es dringend geboten die Leiche noch am nämlichen Abend ins Meer zu versenken. Es war das erste Mal während unserer Reise, daß wir diesen traurigen tiefergreifenden Act vornehmen mußten. Stab und Mannschaft versammelten sich in Parade am Deck. Die Leiche lag mit

einem Flaggentuch überdeckt auf einem erhöhten Brett dicht vor dem Fallreep an der Steuerbordseite. Der Capellan sprach über den jungen Todten, der fern von seiner Familie im Meeresgrunde sein Grab finden sollte, die üblichen Gebete und den Segen, und hierauf folgte ein dumpfer hohler Ton, die See nahm ihre Beute auf, die Wellen schlossen sich wieder — und alles war vorüber.

Im Laufe dieser Fahrt fand gleichfalls am Bord für Oesterreichs großen, unvergeßlichen Feldherrn Radetzky, dessen Tod uns erst kurz vorher officiell bekannt geworden war, ein Trauergottesdienst statt. So weit es die Verhältnisse gestatteten, wurde alles aufgeboten, um diese Feier würdig zu begehen. In der Nähe des improvisirten Altars, in der Batterie auf der Steuerbordseite, war in Ermanglung eines Katafalkes ein großes schwarzes Tuch mit einem weißen Kreuze in der Mitte, ausgebreitet, und mit einer Anzahl Wachslichtern umstellt. Wände und Betschämel waren mit schwarzem Tuch behängt. Der Capellan sang das Requiem und die Musikbande spielte dem Ernste der Feier entsprechende Weisen. Unser Capellmeister hatte die schöne Melodie des bekannten Radetzkymarsches für eine Trauerhymne eingerichtet.

Mehrere Male während der Fahrt durch die, durchschnittlich nur vierzehn Faden tiefe Gasparstraße wurden an der Oberfläche des Meeres Seeschlangen beobachtet, welche zusammengeballt von den Wellen sich forttragen ließen, und von denen sogar eine 4 Fuß lange mit Hülfe eines Insectennetzes gefangen wurde.

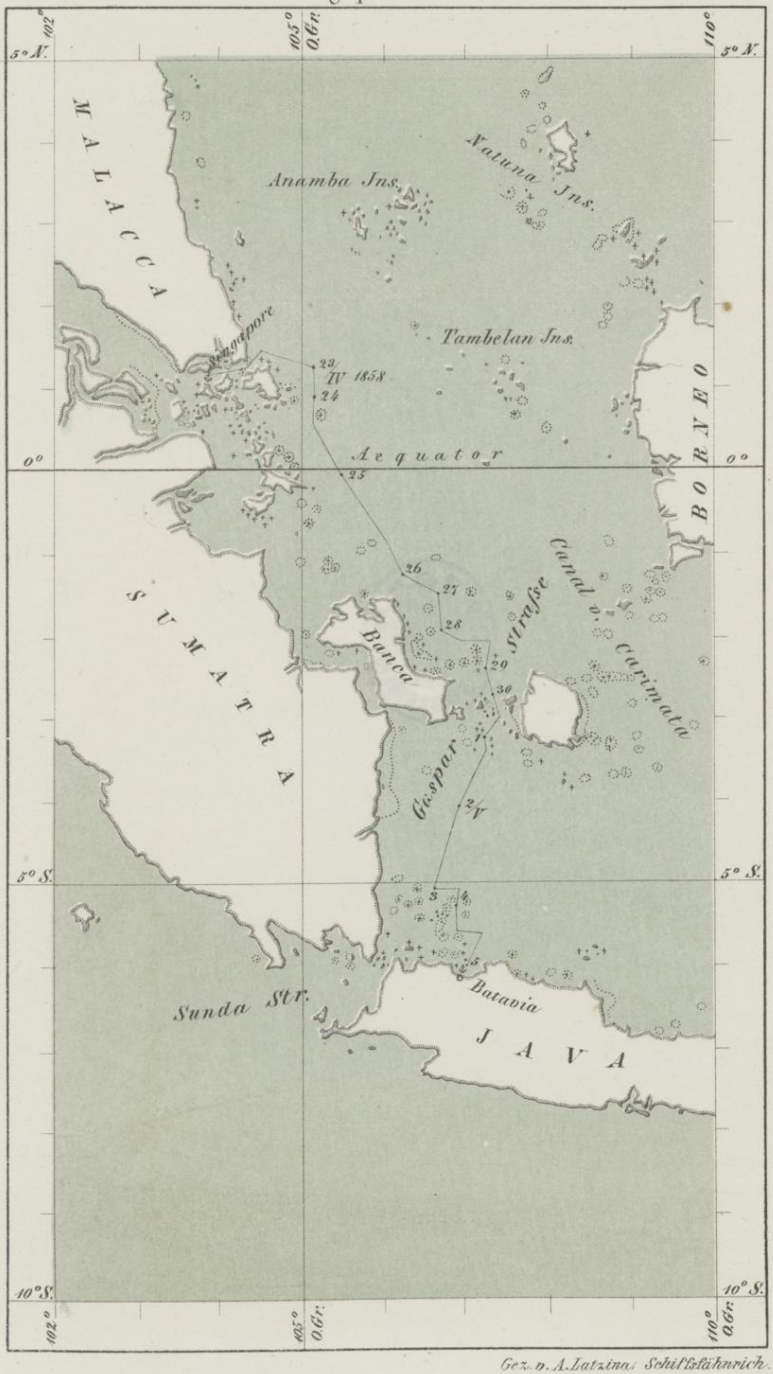
Am 5. Mai Nachmittags ankerten wir endlich auf der Rhede von Batavia in 6½ Faden schlammigem Grund. Der Anblick der Rhede ist namentlich bei trübem Wetter ein gar trauriger, die Küste ist niedrig, sumpfig und dicht mit den unschönen Mangrovebäumen bedeckt, aus denen nur wenige rothe Dächer der unteren, alten, ihres ungesunden Klimas wegen jetzt verlassenen Stadt Batavia herausragen. Bei heiterem Himmel gewinnt die Landschaft allerdings ein freundlicheres, imposanteres Aussehen, wenn die Contouren der Vulcanriesen Java's mit ihren himmelanragenden, theilweise mit Schnee bedeckten Gipfeln im Hintergrunde zum Vorschein kommen und uns die Naturreize dieser herrlichsten Insel des malayischen Archipels traumhaft ahnen lassen.

Wir fanden in der Rhede von Batavia weit weniger Bewegung und Leben, als man bei der äußerst günstigen Lage und der Wichtigkeit des Platzes erwarten mochte. In einiger Entfernung von uns lag die holländische

Fregatte Palembang mit der Vice-Admiralsflagge und die Dampf-Corvette Gröningen, außerdem zählten wir einige sechzig fremde Kauffahrer und gegen hundert einheimische Boote und Küstenfahrzeuge. Dieser verhältnißmäßig geringe Schiffsverkehr ist um so augenfälliger, wenn man vom Freihafen Singapore kommt, wo, Jahr aus Jahr ein, mehrere hundert fremde Schiffe mit den Flaggen aller seefahrenden Nationen der Erde vor Anker liegen, die fast unzähligen chinesischen und malayischen Fahrzeuge ungerechnet, welche mit Singapore und den übrigen Inseln des Sunda-Archipels Handel treiben. Auch keine Ruderboote sieht man hier sich lustig hin und her bewegen, weil der Verkehr mit der Stadt durch die große, über $1^1/_2$ Stunden betragende Entfernung derselben ziemlich kostspielig ist, und daher nur auf dringende Fälle beschränkt bleibt. Man bezahlt für ein kleines Boot mit zwei Ruderern von der Rhede nach dem Landungsplatz 4 bis 5 holländische Gulden, und außerdem $3^1/_2$ Gulden, um von da in einem Wagen nach dem Innern der Stadt zu fahren. Aus diesem Grunde wollen auch keine Handwerker, Gewerbsleute und Waschfrauen aus der Stadt an Bord der Schiffe kommen, um Aufträge anzunehmen, und man muß daher alles, was man gethan zu haben wünscht, selbst nach der Stadt senden. Wir lagen, ein österreichisches Kriegsschiff, eine ganz außergewöhnliche Erscheinung, von Nachmittags bis zum nächsten Morgen vor Anker, ohne daß ein einziges Boot sich uns genähert hätte.

Rhede von Batavia.

X. Von Singapore nach Batavia.



Gez. n. A. Latzina, Schiffstähnrich.